

Klosterkultur im Aargau

Autor(en): **Hoegger, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera**

Band (Jahr): **31 (1980)**

Heft 2

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-393373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLOSTERKULTUR IM AARGAU

von Peter Hoegger

EINLEITUNG

Trotz der allgemeinen Klosteraufhebung, die der Aargau 1841 im Zuge seiner radikalen Politik erlebt hat, stehen in diesem Kanton noch heute viele Klosteranlagen aufrecht. Am reichsten sind sie in der historischen Landschaft des Freiamts vertreten, etwas weniger dicht ist ihr Bestand in der einstigen Grafschaft Baden und im Fricktal, während das ehemals bernische und somit reformierte Kantonsgebiet südlich der Aare und westlich der Reuss nur noch mit dem Beispiel des zwar illustren, aber baulich stark geschmälerten Klosters Königsfelden aufwarten kann. An den aargauischen Klöstern, an ihrer Ausstattung und an der beweglichen Kleinkunst, die aus ihnen hervorgegangen ist, liessen sich zahlreiche wichtige Phasen der schweizerischen Kunstgeschichte exemplifizieren. Muri, Wettingen und Königsfelden, aber auch die jüngeren und bescheideneren Gründungen haben eine solche Fülle an Kunstdenkmälern aller Gattungen hinterlassen, dass es erspriesslich wäre, sie dem geneigten Leser vorzustellen. Die architektonischen Zeugen von der frühen Romanik bis zum Klassizismus, die Buch-, Wand-, Tafelmalerei und die Plastik aus Gotik, Renaissance und Barock, das sakrale Glasgemälde grossen Stils und die intime Kabinettscheibenkunst, das spätmittelalterliche gestickte Antependium und das festlich-barocke Messgewand, das Stukkaturenprogramm als addierter Schmuck in kleinem Raum und als integrierende Verkleidung in der grossen Kuppel: sie alle ergäben, richtig gewürdigt, das Bild eines bedeutsamen künstlerischen Patrimoniums.

Wir werden im folgenden indessen keinen kunstgeschichtlichen Querschnitt durch die Denkmäler der aargauischen Abteien, keine Würdigung ihrer ästhetischen Leistungen zu geben versuchen. Vielmehr liegt uns daran, die Klöster – die ja nicht nur Mittelpunkte vielseitigen Kunstschaffens, sondern auch Niederlassungen unterschiedlicher Mönchsorden gewesen sind – *unter dem Gesichtspunkt ihres besonderen Zusammenhangs mit diesen Orden* zu betrachten. Was unser Thema bestimmt, ist demnach die *Frage nach dem Arteigenen, Charakteristischen* des Benediktinerklosters, des Zisterzienserklosters oder der Johanniterkommende; die *Frage, weshalb diese Klöster in ihrer Erscheinung als Bauten ihres Ordens erkennbar sind*. Wir wissen, dass wir mit einer solchen Fragestellung den Einwand riskieren, wir würden nach Beurteilungskriterien suchen, die die Klöster und ihre Ausstattung zu simplen «Typen» degradieren müssten. Und der Skeptiker hätte recht zu sagen, dass jedes Kunstwerk, zumal ein so komplexes wie ein Kloster, in erster Linie als etwas Individuelles, nicht Generelles, als etwas von vielen typischen wie atypischen Faktoren Bedingtes zu begreifen sei. Dennoch wollen wir für einmal keine umfassende Deutung in diesem Sinne anstreben, sondern die Klöster des Aargaus mit aller Absicht und Vorsicht einzig in ihrer Eigenart als Ordensdenkmäler bestimmen.

Damit stellen wir sie zwar in ein etwas einseitiges Licht, aber sie rücken uns dafür

als Kulturdenkmäler in einer bestimmten Bedeutung näher. Denn als Wirkungsstätten von Mönchen stehen sie natürlich in engstem Zusammenhang mit der Entwicklung des abendländischen Mönchtums und mit den geschichtlichen und kulturellen Kräften, die auf dieses eingewirkt haben und von diesem ausgegangen sind. Der folgende geraffte Überblick über die abendländische Mönchsgeschichte soll zur besseren Verständlichkeit unseres Themas beitragen.

DAS ABENDLÄNDISCHE MÖNCHTUM

Die Benediktiner und die Klosterreform von Cluny. Als Schöpfer des abendländischen Mönchtums im allgemeinen und des ersten Mönchsordens im besonderen gilt der hl. Benedikt, der zu Beginn des 6. Jahrhunderts in Kampanien das Kloster Montecassino gegründet und diesem eine verpflichtende Regel gegeben hat. Papst Gregor d. Gr. (590–604), der die Bekehrung der germanischen Völker zum katholischen Christentum als vordringlichste Aufgabe der römischen Kirche erkannte und teilweise selbst bereits zu vollziehen begann (Angelsachsen), sorgte für eine weite Verbreitung dieser Regel, wodurch die bestehenden Klöster in feste Bahnen gewiesen und die Eremiten und vagierenden Asketen zu einem Leben in Gemeinschaft verhalten wurden. Bis zum 12. Jahrhundert sollte der Orden Benedikts der herrschende bleiben. – Bei seinem Vorhaben, als theokratischer Herrscher die abendländische Kirche als fränkische Reichskirche neu zu ordnen, und in seinem Bestreben um die Förderung des geistigen Lebens der Franken stützte sich Karl d. Gr. (768–814) wesentlich auf die Klöster und ihre Kultur. Als Träger von Kunst und Wissenschaft blieben die Klosterschulen noch in hohem Ansehen, als der politische Verfall des Karolingerreichs bereits eingesetzt hatte (Mittelpunkte waren das Martinkloster in Tours, das Kloster Corbie und die ostfränkischen Klöster Fulda, *Reichenau*, Prüm, Korvey und *St. Gallen*). Eine erste geschichtlich bahnbrechende Rolle spielte das Mönchtum, nachdem die Nachfolgerstaaten des Karolingerreiches, Frankreich, Italien und Deutschland, kulturell zugrunde gegangen waren und die Kirche ihren fränkisch universellen Charakter wieder verloren hatte. Genährt von neu erwachenden asketischen Idealen und von einer Rückbesinnung auf die frühchristliche römische Staatskirche, entwickelte sich im politisch dunklen 10. Jahrhundert eine weitgreifende klösterliche Reform, aus welcher später eine umfassende Erneuerung von Kirche und Papsttum hervorging. Ihre Wiege hatte die Bewegung in der burgundischen Abtei Cluny (gegründet 910), ihr hauptsächlich Wirkungsfeld erstreckte sich über Frankreich, Burgund, Lothringen, Italien und Nordspanien, wo sich zahlreiche Klöster für den Zusammenschluss zu einer Kongregation gewinnen liessen. Am stärkeren Vordringen im Deutschen Reich wurden die Kluniazenser durch den Widerstand des alten benediktinischen Mönchtums, vor allem der Mönche von *St. Gallen*, gehindert. Das Programm von Cluny bezweckte zunächst eine Verbesserung der Klosterwirtschaft (Ausdehnung des Klostergrundes und dessen Sicherung gegen die Raublust weltlicher Herren), die Befreiung der Klöster von der Obergewalt der Bischöfe und ihre unmittelbare Unterstellung unter den Schutz des Papstes, eine strenge Beobachtung der Benediktregel und die intensive Pflege der Religiosität und der Liturgie (Steigerung des Mirakelglaubens, des Zeremoniendienstes und der Heiligenverehrung). Aus diesen rein monastischen Anliegen erwuchs in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts aber ein kirchenpolitisches Ziel, das die Wiederherstellung der älteren kirchlichen Gesetzgebung, die Beseitigung jeglicher unkanonischen Einwirkung von Laien auf die Kirche (Verbot der Käuflichkeit geistlicher Ämter und der Laieninvestitur) und die Erneuerung der Disziplin im Weltklerus zum Inhalt hatte. Zum entscheidenden Durchbruch dieser Ideen kam es indessen nicht mehr auf das Betreiben der Kluniazenser, sondern des deutschen Königtums unter Heinrich III. (1039–1056) – ausgerechnet jenes Laienfürsten, der zäh am Recht der Besetzung kirchlicher Ämter (Investiturrecht) festhielt. Folgenreich war der Pontifikat des von Heinrich ernannten Leo IX., weil dieser das kanonische Recht konsequent für das Papsttum geltend machte und innert kurzer Zeit die tatsächliche Regierung des Papstes in der Kirche im Sinne einer römischen Zentralherrschaft errichtete. Damit aber war der Keim gelegt zu einem grossen Ringen zwischen Imperium und Kurie, in welchem der kluniazensisch erzogene Papst Gregor VII. (1073–1085) dank seinem beharrlichen Ruf nach Beseitigung der Laieninvestitur und nach der Oberherrschaft der Kirche in der Welt das Papsttum zu einem ersten politischen Höhepunkt führte (Gang König Heinrichs IV. nach Canossa!).

Die Zisterzienser. Die vom Mönchtum ausgehende, vom deutschen Königtum weitergeführte und vom Papsttum schliesslich selbständig übernommene Kirchenreform war nichts anderes als die Umgestaltung der vom Germanentum geprägten Kirche zur Papstkirche. Papsttum und Kirche entwickelten sich jetzt zu gleichbedeutenden Begriffen. In der Epoche des Investiturstreites zwischen Krone und Kurie erfuhren Frömmigkeit und kirchlicher Sinn in der breiten Masse, vor allem in Frankreich, eine ungeheure Stärkung. Dies schlug sich am Ende des 11. und im beginnenden 12. Jahrhundert am sichtbarsten im Aufkommen des Or-



Muri. Ehemaliges Benediktinerkloster. Kirche von Norden, 11. Jh. Der Oberbau des Nordwestturms und die frontseitigen Spitzhelme von 1558, das Oktogon mit der Seitenkapelle von 1695 ff.

denswesens im engern Sinne nieder. Es entstanden neue, oft mehrere Länder umspannende Mönchsgemeinschaften wie die Orden der Grammontenser, der Kartäuser und Prämonstratenser, sowie die Ritterorden (Templer, Deutschherren, Johanniter), die während der das ganze Abendland erfassenden Kreuzzugsbewegung zum bewaffneten Schutz des Heiligen Landes und der Pilger gegründet wurden. Die weitaus bedeutendste Gründung jener Zeit war aber diejenige der Zisterzienser. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts aus dem burgundischen Benediktinerkloster Cîteaux hervorgegangen, nahm dieser Orden einen solchen Aufschwung, dass er schon nach kurzer Zeit mit Hunderten von Niederlassungen in ganz Europa Fuss gefasst hatte. Eigentlicher Ordensstifter war Cîteaux' dritter Abt, Stephan Harding, der 1118 die durch seine berühmte Charta caritatis ergänzte Regel des hl. Benedikt seinen Mönchen zum Leitbild gab. Ihre ungemeine Ausstrahlungskraft jedoch verdankten die Zisterzienser der überragenden charismatischen Gestalt Bernhards von Clairvaux (Abt in Clairvaux 1115–1153), bei dem sich tiefinnerliche, empfindsame mit glühend missionarischen und militanten politischen Wesenszügen verbanden. Der Orden, dessen Klöster in einem straffen Filiationsverhältnis zueinander standen und der Entscheidungsgewalt des jährlich tagenden Äbtekongregationskapitels unterworfen waren, erstrebte die entschiedene Abkehr von den Formen des benediktinischen Klosterwesens, wie sie sich im Laufe der Zeit bei den Kluniensern immer deutlicher ausgeprägt hatten (Stadtklöster, Monumentklöster, Kultklöster, Schulungs- und Wissenschaftszentren). Im Gottesdienst, im täglichen Leben, aber auch im Baustil ihrer Kirchen und Konventgebäude auf äusserste Einfachheit bedacht, erhoben die Zisterziensermonche schärfsten Widerspruch gegen die zu Beginn des 12. Jahrhunderts emporwachsende III. Klosterkirche von Cluny, den grössten und prunkvollsten Sakralbau des Abendlandes. Im Gegensatz zu den Benediktinern schlossen sie den religiösen Kontakt mit der Bevölkerung grundsätzlich aus, errichteten ihre Niederlassungen in einsamen, neu zu rodenden Gebieten und übten landwirtschaftliche Selbstversorgung, die ihnen die Konversen (an den Klosterstand gebundene Laienbrüder) mit ihren speziellen Berufskennntnissen gewährleisteten. Bernhard, «als Ratgeber der Päpste und Fürsten der ungekrönte Herrscher Europas», verhalf dem strengen Geist des Zisterziensertums auch in der Kirche zum Durchbruch, wo zu seinen Lebzeiten der gregorianische Weltherrschaftsanspruch preisgegeben und durch eine Tendenz verdrängt wurde, die die kirchliche Macht durch eine Vertiefung und Vereinfachung der Religiosität unter den Völkern Europas zu sichern suchte.



Königsfelden. Ehemaliges Franziskaner- und Klarissenkloster. Detail eines Chorfensters mit der Vogelpredigt des hl. Franziskus, um 1329



Königsfelden. Ehemaliges Franziskaner- und Klarissenkloster. Detail eines Chorfensters mit der Geißelung Christi, um 1325.

Die Bettelorden. Wirklich unterzogen sich im bernhardinischen Zeitalter die führenden Staaten weitgehend dem Einfluss der Kirche. Das hielt freilich die Päpste des ausgehenden 12. und des 13. Jh. nicht davon ab, sich mit der mächtigen Dynastie der Stauer erneut in einen Kampf einzulassen, bis der römische Stuhl (unter Innozenz III., 1198–1216) auch zum tatsächlichen politischen Mittelpunkt Europas geworden und das deutsche Kaiserhaus vorübergehend aus der geschichtlichen Entwicklung ausgeschaltet war (Innozenz der oberste Gesetzgeber und oberste Richter der Kirche; kirchliche Verwaltung und Organisation unterstehen in nie gekanntem Mass seinem Einfluss; das Kaisertum wird zu einem päpstlichen Lehen herabgedrückt, desgleichen das Reich beider Sizilien und England; ähnliche Erfolge des Papsttums in Frankreich und in den Randstaaten des christlichen Europa; während dem vom Papste zustande gebrachten vierten Kreuzzug [1202–1204] Eroberung Konstantinopels und Errichtung des «Lateinischen Kaisertums» [bis 1261]).

Just im selben Menschenalter, da das Papsttum den Gipfel seiner Machtstellung errungen hatte, brachte das mittlerweile unter die strenge Aufsicht der Kirche geratene Ordenswesen wieder eine neue Form der Mönchsgemeinschaft hervor, die nicht den Absolutismus der Kurie, sondern im polaren Gegensatz dazu das Ideal eines am Beispiel Christi und der Apostel orientierten Lebens unterstrich: die Bettelorden oder Mendikanten. Ihre Billigung durch Papst Honorius III. (1216–1227) entsprang der Überlegung, dass sich mit dem neutestamentlich begründeten neuen Armutsideal die im Hochmittelalter gegen die Kirche aufgetretenen Albigenser und biblizistischen Waldenser am wirksamsten bekämpfen lassen würden. Die Bettelorden, die sich anfangs nicht nur im herkömmlichen mönchischen Sinne jegliches persönliche Gut versagten, sondern auch keinen ordenseigenen Besitz an Boden und Renten kannten, widmeten sich der Predigt und Seelsorge im Volk und bestritten ihren Unterhalt aus freiwilligen Spenden. Ort ihres Auftretens waren natürlicherweise die Städte, deren Aufblühen im 12. und 13. Jahrhundert die wirtschaftliche Voraussetzung ihres Daseins bildeten und wo jetzt ihre sprichwörtlich gewordenen Kirchen, die riesigen «Predigtscheunen», entstanden. Die bahnbrechende Gestalt der Mendikanten war Franziskus von Assisi (1182–1226). Mächtig erfasst vom Sendegebot in Matth. X, entfaltete dieser Mann von seiner Heimatstadt aus mit mehreren Gefährten eine bis in die islamische Welt reichende Mission. Grundzug seiner Frömmigkeit war ein überquellendes Gefühl der Freude, das sich besonders an der Vergewärtigung der Demut und Passion Christi und an der Betrachtung der Natur entzündete (Sonnengesang des Franziskus). Neben dem Orden der Franziskaner hat der vom Spanier Dominikus (1170–1221) gestiftete Dominikaner- oder Predigerorden unter den Mendikanten am meisten Gewicht erlangt, namentlich durch sein zielstrebiges Bemühen, unkanonische Lehren zu widerlegen, und die durch ihn betriebene Inquisition.

Weibliche Orden. Die vom Prinzip der Armut und Askese bestimmte Strömung des Hochmittelalters erfasste in steigendem Masse auch die Frauenwelt. Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts suchte die religiöse Frauenbewegung nicht nur die seelsorgerische Betreuung durch die Zisterzienser, sondern auch eine formelle Eingliederung in die kirchliche Ordnung durch Aufnahme in den zisterziensischen Ordensverband. Im 13. Jahrhundert gelangten zahlreiche frei formierte weibliche Gemeinschaften (Beginensammlungen) mit dem gleichgerichteten Wunsch an die Bettelorden. Obschon die Männerorden die hier und dort vollzogenen Inkorporationen als Belastung empfanden und sich dagegen sträubten (Verbotserlass des Generalkapitels in Cîteaux, 1228), fanden schliesslich viele Frauenkonvente auf dem Umweg über die Vermittlung der Kurie Anschluss und die Anerkennung als Zweig der Zisterzienser oder der Mendikanten. Bekannt geworden ist die Jugendgefährtin des Franziskus, Clara Sciffi, die unter strenger Beobachtung von dessen Lebensgeboten unweit von Assisi 1212 einen Frauenkonvent gegründet hat und heute von den Franziskanerinnen als Ordensstifterin verehrt wird.

Niedergang des Ordenswesens. Zu den Krisenzeichen in der Kirchengeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, der sog. Vorreformation, gehörten nicht allein der Verfall der politischen und kirchlichen Macht des Papsttums, die schmachvolle Abhängigkeit der Kurie von Frankreich («babylonische Gefangenschaft» der Päpste in Avignon, 1309–1377), das grosse Schisma (1378–1415), die zweifelhafte Entwicklung des kirchlichen Rechts und des päpstlichen Finanzwesens und die Auflösung der Scholastik, sondern auch der reisende Niedergang der Orden. Die Benediktiner, Zisterzienser und Johanniter versanken entgegen ihren ursprünglichen Zielen in Reichtum und erlagen in zunehmendem Mass einem unregelmässigen, verweltlichten Leben, und auch die Bettelorden hatten im 14. Jahrhundert ihren Höhepunkt überschritten. Die kulturelle Arbeit, deren Triebfeder seit dem frühen Mittelalter die Benediktiner und im späteren Mittelalter – in unterschiedlichem Grad – auch die übrigen Orden gewesen waren, geriet jetzt in andere Hände. Zwar fehlte es der Zeit nicht an redlichem Willen, die offenkundigen Missstände in Kurie, Klerus und Laienwelt zu beheben, wohl aber an wirkkräftigen reformerischen Ideen.

Jesuiten und Kapuziner. Solche Ideen wurden erst nach der Auflösung der abendländischen Kircheneinheit durch die Reformation des 16. Jahrhunderts lebendig. Unter dem Einfluss des spanischen Katholizismus wurde seit den zwanziger Jahren Italien zum Schauplatz eines starken Neuaufbruchs der verschütteten Frömmigkeit. Eigentlicher Sporn dieser religiösen Reaktion wurde schliesslich wieder ein Orden: die durch den Basken Ignatius von Loyola in Rom gegründete und 1540 von der Kurie bestätigte Societas Jesu, welche in der Rolle einer schlagfertigen Kampftruppe des Papsttums ungemein viel zur Erneuerung der katholischen Kirche und zur Einleitung der Gegenreformation beitrug. Die Tatkraft der Jesuiten beruhte auf ihrer strengen Spiritualität (geistliche Exerzitien), ihrer straffen militärischen Verfassung und auf einem eigenartigen Überwachungssystem, das sich auf alle Ordensglieder ausdehnte und deren bedingungslose Unterwerfung unter den höchsten Zweck sichern sollte: die Wiederherstellung der Alleinherrschaft der katholischen Kirche durch die Bekehrung der Ketzer. Mit eindringlicher gedanklicher Schärfe und hohem psychologischem Geschick wirkte der Orden in den Beichtstühlen, in den Schulen, an den Universitäten, an den Fürstenhöfen und in der Mission. Zu den Jesuiten gesellte sich in nachreformatorischer Zeit eine Reihe weiterer Orden, in welchen, wie bei jenen, das kontemplative Leben als Selbstzweck zwar nicht aufgegeben war, aber doch in den Hintergrund trat zugunsten weitreichender Arbeit in der Welt (Theatiner, Barnabiten, Barmherzige Brüder, Ursulinerinnen). Am meisten Boden gewannen die Kapuziner, ein autonomer Zweig des Franziskanerordens. Die anfänglich nur auf ein Eremitenleben, auf Armutspraxis und auf Laienarbeit festgelegten Religiösen verschrieben sich später im Dienste der katholischen Reform vorwiegend dem Predigt- und Missionsapostolat und dem hiezu notwendigen Studium. Der Orden verbreitete sich seit 1574 über die Grenzen Italiens in alle wichtigen Länder Europas. Unter eifriger Mitwirkung des gegenreformatorischen Strategen und Erzbischofs Karl Borromäus von Mailand wurde er von hier aus in der Schweiz eingesetzt, wo er nicht nur in eigenen Kirchen (1581 erste Klostergründung in Altdorf), sondern auch auf Dom-, Stifts- und Pfarrkanzeln waltete. Unmittelbarer und einfacher in ihrem Anliegen als die Jesuiten, haben die Kapuziner eine ausgesprochene Popularität erlangt.

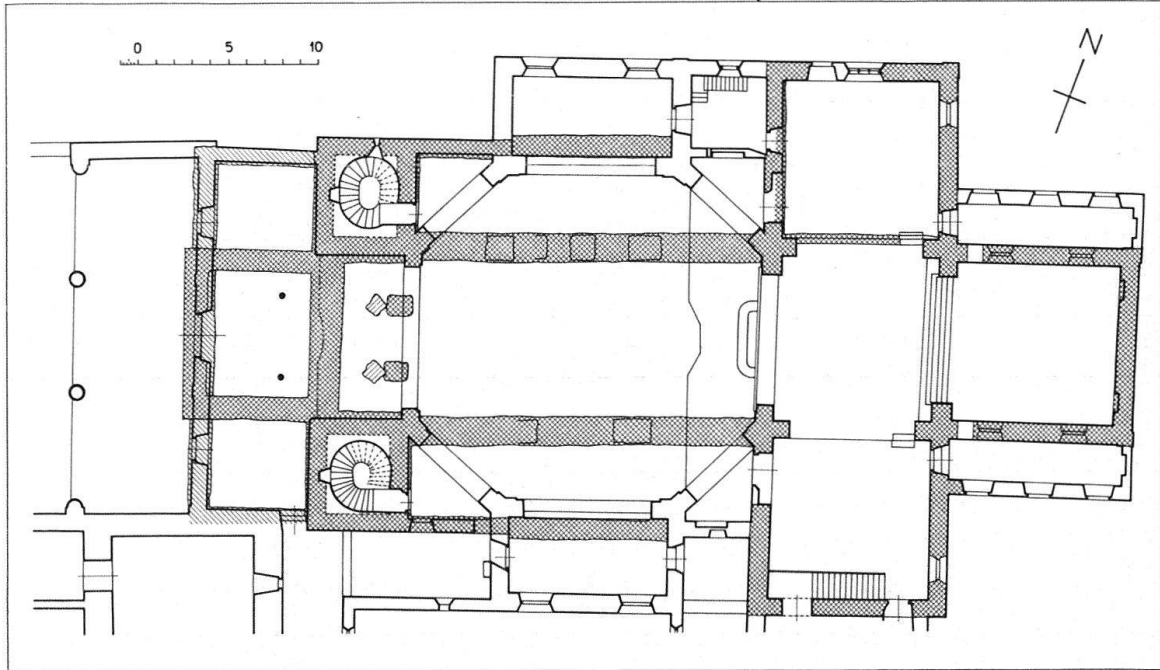
Rückschläge. Die europäischen Konfessionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts setzten den Einflussbereichen der Katholiken und der Neugläubigen Grenzen, die sich im grossen ganzen bis in unser Jahrhundert gehalten haben. Während das Ordenswesen in den katholischen Gebieten in einer ersten Phase noch durch einige wenige Neugründungen und eine Reihe von Kongregationen bereichert wurde, litt es später unter dem bedenklichen, mit der Macht des französischen Hofes verbündeten Fanatismus der Jesuiten (Jansenistenstreit) und im 18. Jahrhundert unter dem Einfluss der Aufklärung grossen Schaden, um schliesslich einer weitgehenden Auflösung zu erliegen. In Österreich war es der Josephinismus (1780–1790; Kaiser Joseph II., einer der Hauptvertreter des aufgeklärten Absolutismus), in Deutschland die Säkularisation von 1803, die unzähligen Klöstern das Ende brachten; die Ordenshäuser Frankreichs wurden 1790 durch die Nationalversammlung ausnahmslos aufgehoben. In Ländern wie der Schweiz, in denen Rückschläge solcher Art fürs erste ausblieben, sollten sie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts noch ereignen. Erst in jüngerer Zeit hat sich das Ordenswesen schrittweise von seinen Beeinträchtigungen erholt, ohne indessen nur annähernd seine einstige geographische Verbreitung wiederzuerreichen.

Im Aargau ist das Mönchtum in bemerkenswerter *Vielfalt* lebendig gewesen. Neben schriftlichen Nachrichten über längst untergegangene Häuser der *Dominikaner* (in Zofingen), der *Augustiner-Eremiten* (in Aarau), der *Wilhelmiten* (bei Klingnau) und der *Kapuzinerinnen* (in Baden) machen dies die in situ erhaltenen Klosteranlagen überaus deutlich. Mit der Freiämter Abtei Muri und mit den Propsteien Klingnau und Wislikofen verbindet sich ein Stück *benediktinischer*, mit dem Limmatkloster bei Wettingen ein Stück *zisterziensischer* Geschichte. In der grossartigen Habsburger Stiftung Königsfelden waren *Klarissen* und *Franziskaner* ansässig, während die Kommende in Rheinfeldern an die Tätigkeit der *geistlichen Ritter* und das Kapuzinerkloster in Bremgarten an das Wirken des *gegenreformatorischen Ordenswesens* erinnern. Von den fünf weiblichen Niederlassungen zählten jene von Olsberg im Fricktal und von Gnadenthal an der Reuss zum Orden der *Zisterzienserinnen* und das Klösterchen St. Klara in Bremgarten zum sog. *Dritten Orden des hl. Franz*; im poetisch-stillen Kloster Fahr inmitten der Industriezone Schlierens sowie im Kloster Hermetschwil unweit Muris überleben zwei Anlagen des *Benediktinerinnenordens*, die – als einzige Klöster des Kantons – nach 1841 wiederhergestellt worden und noch heute mit Frauenkonventen besetzt sind.

Worin liegt nun aber das Eigentümliche dieser Klosteranlagen und ihrer Ausstattung, das, was sie zu bezeichnenden oder gar zu unverwechselbaren Denkmälern ihres Ordens macht?

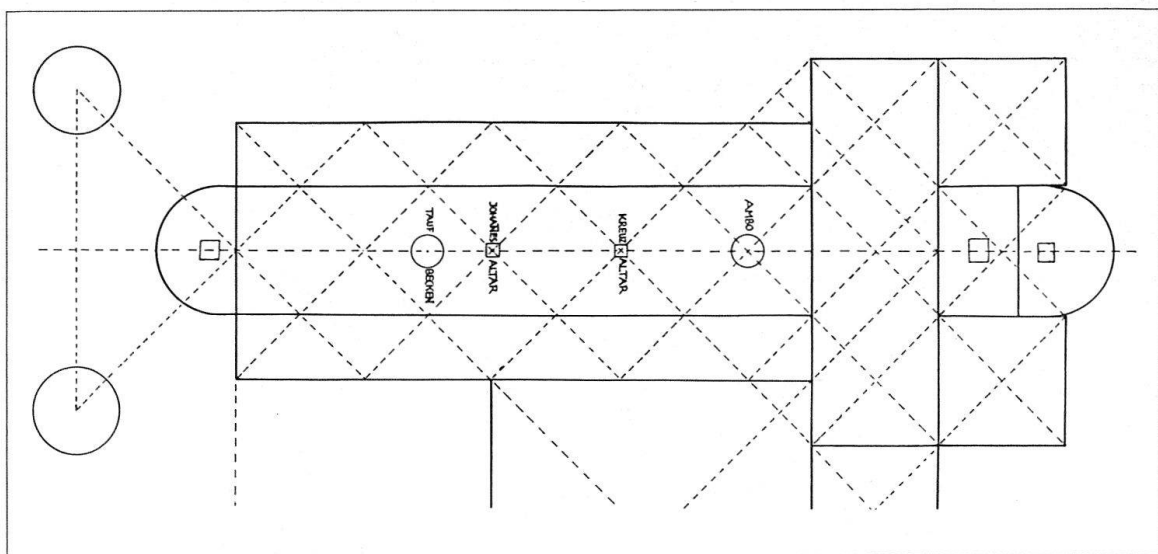
DIE BENEDIKTINER IN MURI

Die Klosterkirche in Muri, in ihrer ursprünglichen Struktur eine Schöpfung aus dem zweiten Drittel des 11. Jahrhunderts, ist der breiten Öffentlichkeit heute vor allem durch ihre Barockkuppel bekannt (Abb. S. 155). Gerade sie indessen stellt nichts weniger als eine «benediktinische» Leistung dar, wenn sich auch nicht leugnen lässt, dass wichtige barocke Benediktinerkirchen nördlich der Alpen den überkuppelten Zentralraum kennen. Merkwürdiger im Rahmen unseres Themas sind in Muri einige Kennzeichen der zu wesentlichen Teilen noch erhaltenen mittelalterlichen Anlage, so deren Grundriss und die Krypta. Der frühromanische Bau der Klosterkirche, eine Querschiffbasilika mit Turmfront und gerade schliessendem Chor, war streng aus dem Normmass seiner quadratischen Vierung entwickelt (Abb. S. 179): Dieses wiederholte sich je einmal im Altarhaus und in den Querhausarmen und liess sich zweifach im Mittelschiff und zweimal zur Hälfte in jedem Seitenschiff abtragen, in der Weise, dass der Grundriss des ganzen Langhauses wiederum ein Quadrat bildete. Die straffe Gestaltung des Ganzen unterscheidet sich markant von der Zwanglosigkeit so vieler frühmittelalterlichen Kirchengrundrisse und weckt die Erinnerung an den «quadratischen Schematismus» auf dem berühmten, in der benediktinischen Schreibstube von Reichenau-Mittelzell entstandenen St. Galler Klosterplan aus der Zeit um 820 (Abb. S. 179). Obschon dieses erstangige Dokument der Architekturgeschichte einerseits als Idealprojekt zu werten ist, das nie getreulich in die Wirklichkeit umgesetzt wurde, und andererseits mit etlichen



Muri. Ehemaliges Benediktinerkloster. Grundriss der frühromanischen Kirche, 1032–1064

seiner Motive auch auf nichtklösterliche Architektur gewirkt hat (Münster von Konstanz), wird man den Murensen Grundriss in mittelbarem Zusammenhang mit dem Plan sehen und somit auch seine Wurzeln im Kulturkreis der Benediktiner suchen dürfen. – Ist es Zufall, dass die gegen die Jahrtausendwende neuerbaute Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters von Zurzach über einem ebenso klaren geometrischen Grundrissnetz gestanden hat wie die Kirche in Muri? Immerhin verdient Erwähnung, dass dieses Kloster seit dem Ende des 9. Jahrhunderts nachweisbar eine enge Beziehung zum Kloster Reichenau-Mittelzell hatte.



St. Gallen, Stiftsbibliothek. Grundriss der Kirche aus dem Klosterplan, um 820 (Nachzeichnung mit Verdeutlichung des «quadratischen Schematismus», nach Adolf Reinle)

Der St. Galler Klosterplan – sein Name besagt es – ist schon im frühen 9. Jahrhundert von der Reichenau nach St. Gallen gelangt und hat seither ununterbrochen im Skriptorium der dortigen Abtei gelegen. Es steht heute fest, dass er zuerst – allerdings nur in wesentlichen Grundzügen und frei abgewandelt – als Grundlage für den karolingischen Neubau der St. Galler Klosterkirche (830–837) Verwendung fand. Was nun die Krypta in Muri angeht (Abb. S. 180), so findet sich für diese merkwürdigerweise zwar nicht im St. Galler Plan, aber unter den ergrabenen Überresten dieser Klosterkirche eine formal gleichartige Vorläuferin. Hier wie dort treffen wir auf eine dreischiffige Halle, wobei festzuhalten ist, dass jene in St. Gallen zu den ältesten Krypten dieser Art gehört. Es läge nahe, auch in diesem Fall ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis anzunehmen, zumal der Typus der Hallenkrypta bis zum 11. Jahrhundert alles andere als ein weitverbreitetes Architekturmotiv darstellt. Wir lassen indessen die Frage, ob die Krypta von Muri in einer benediktinischen Filiation steht, offen. Denn von ihr allein hängt die Beurteilung der Freiamter Klosterkirche nicht ab. Wesentlich ist auch das, was der Vergleich Muris mit anderen Benediktinerkirchen und mit den Kirchen nicht-benediktinischer Orden ergibt. Und hier zeigt sich denn mit aller Deutlichkeit, dass es in der Regel nur die Benediktiner waren, die Wert auf eine Krypta legten – jene Mönche, die seit dem frühen Mittelalter einen intensiven Märtyrer- und Reliquienkult ausübten und hiefür geeigneter unterirdischer Räume bedurften, über oder in denen sich entsprechende Heiligenaltäre errichten liessen.

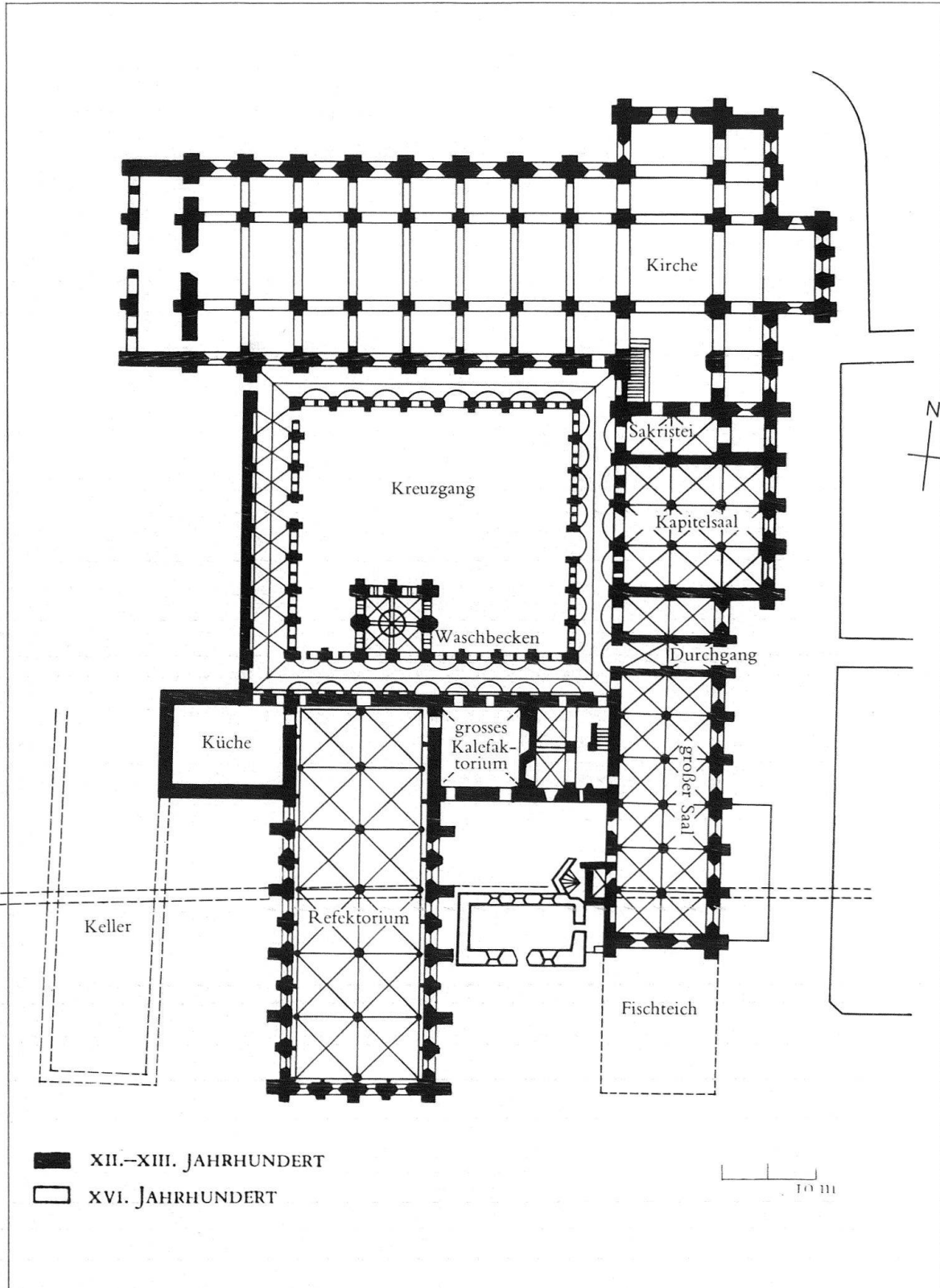


Muri. Ehemaliges Benediktinerkloster. Krypta gegen Westen, zweites Drittel des 11. Jh.

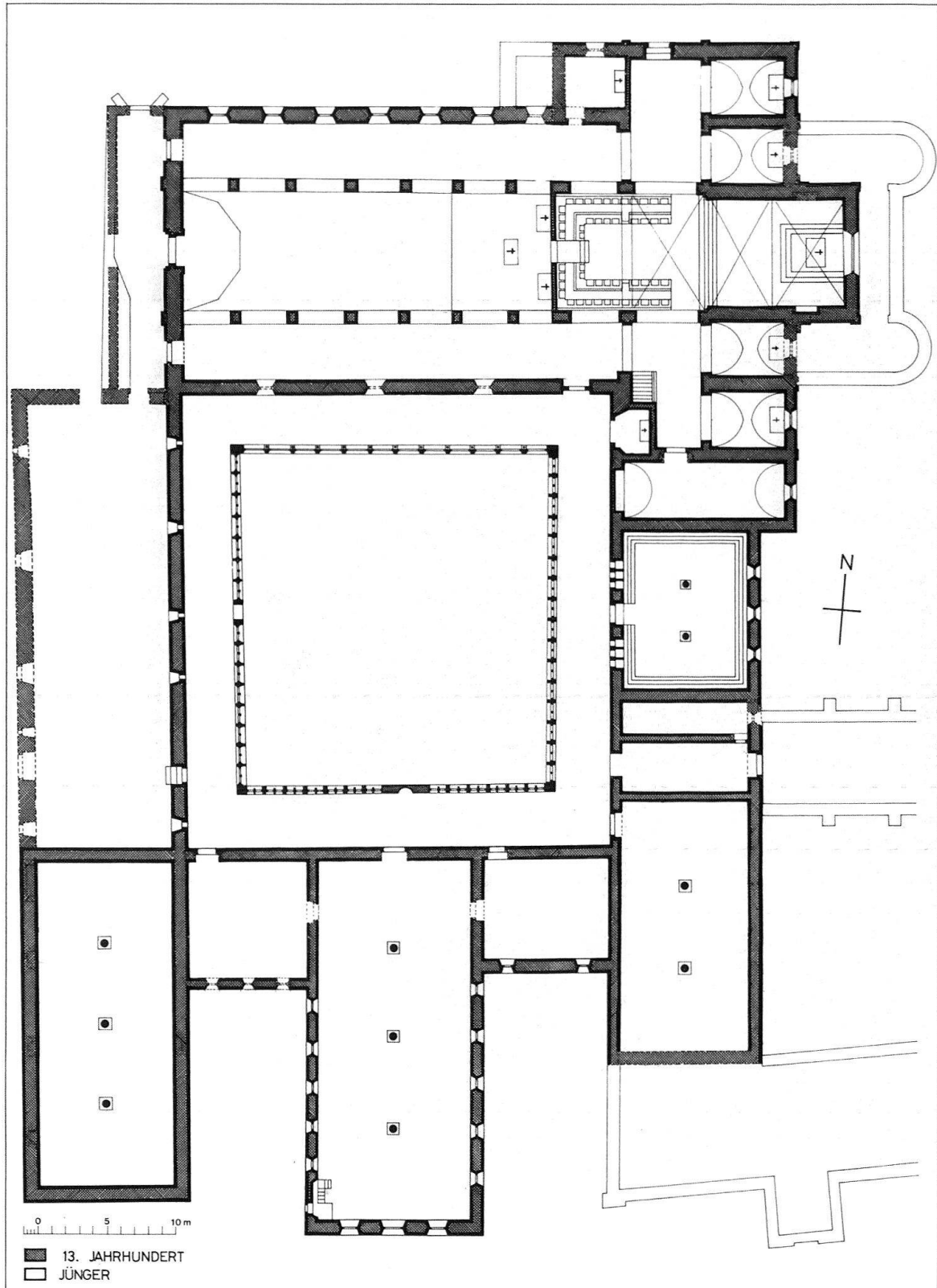
Die Tatsache, dass in Muri noch im Jahrhundert seiner Gründung die Satzungen von Cluny eingeführt worden sind, ist heute mit Ausnahme der chronikalischen Überlieferung mit keinem Argument mehr zu belegen, es sei denn man bringe die fürs 11. und 12. Jahrhundert nachgewiesene Blüte der in Muri betriebenen Wissenschaften mit der burgundischen Reformbewegung in Zusammenhang. Der älteste Bibliothekskatalog des Klosters verzeichnet neben Büchern geistlichen Inhalts auch antike Werke, worunter solche des Homer und Aristoteles, ein Schrifttum, das wir in nichtbenediktinischen Abteien während des Hochmittelalters vergeblich suchen würden. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts wird Muri schliesslich zur ersten Pflegestätte des deutschen Dramas südseits des Rheins, wovon das berühmte, in Bruchstücken überkommene Osterpiel noch Zeugnis gibt.

DIE ZISTERZIENSER IN WETTINGEN

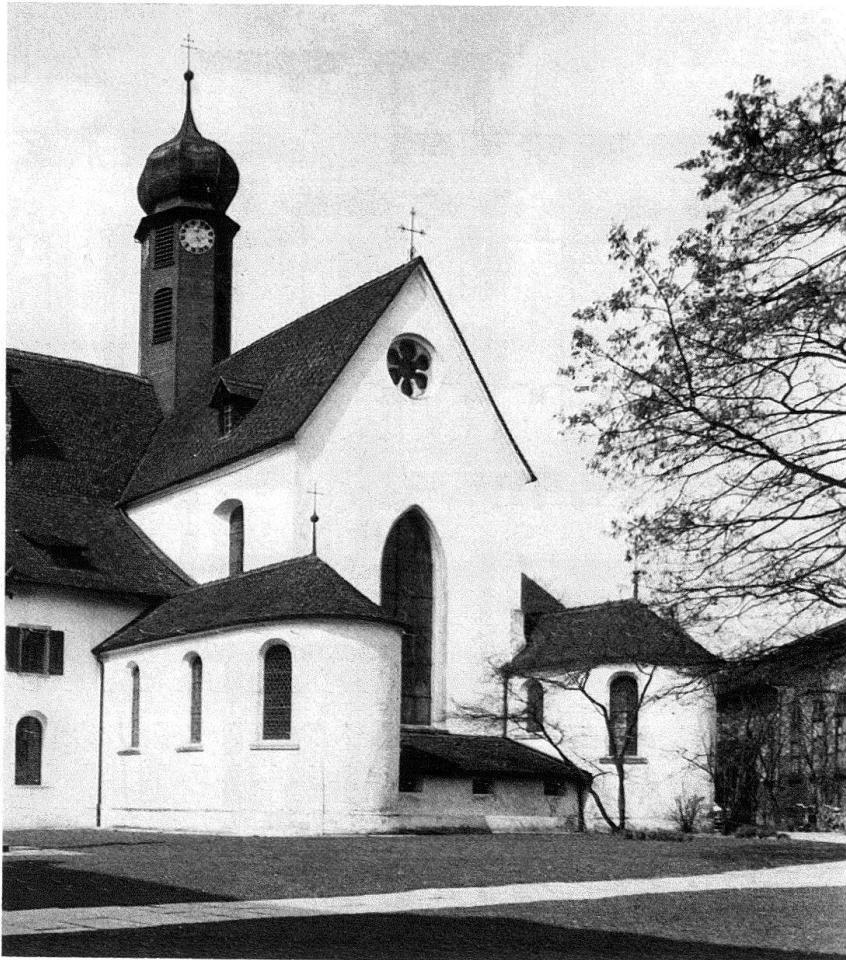
Neben dem bedeutsamen Kult- und Kulturkloster im Freiamt bestand damals aber im Aargau bereits eine Abtei mit ganz anders gerichteten Zielen: die 1227 von Salem aus gegründete, in ihrem Kernbau noch weitgehend erhaltene Zisterze an der Limmat bei Wettingen. Im Gegensatz zum Benediktinerkloster in Zurzach, das man am Grab einer altchristlichen Heiligen vor einem römischen Kastell angelegt hatte, im Gegensatz auch zum Kloster in Muri, dessen Gründung nicht zufällig, sondern als Sühneakt inmitten einer geschädigten Landbevölkerung geschehen war, entwickelte sich der junge Konvent aus Salem auf der unwegsamen, unberührten Zunge einer Flussschlaufe. Kaum etwas an der ganzen Klosteranlage Wettingens kann die Grundhaltung der Zisterzienser: ihre erklärte Abkehr von dem im Hochmittelalter herrschenden, grosszügigen Geist der Benediktiner und ihre Rückkehr zum selbstgenügsamen, harten «labora», so gut vergegenwärtigen wie die abseitige Lage dieser Abtei. (Eine Ironie des Schicksals, dass das Kloster heute in kaum zu überbietender Brutalität von neuen Verkehrsträgern, Fabriken und Wohnhochhäusern umwuchert ist!) Auch die Struktur des Gründungsbaus in Wettingen (Abb. S. 183) hat man in der einschlägigen Literatur oft für «typisch zisterziensisch» gehalten. Und wenn dieser verallgemeinernde Lehrsatz auch längst einer differenzierenden Klarstellung bedarf, so ist es an dieser Stelle doch notwendig, ein weiteres Mal jene Baumerkmale Wettingens hervorzuheben, die – gleichgültig auf welchem Wege – der burgundischen Zisterzienserarchitektur des 12. Jahrhunderts (den ersten Grossbauten in Cîteaux und Clairvaux oder dem Bau von Fontenay) entlehnt sind. Bei der Kirche handelt es sich in erster Linie um den Grundriss der Ostpartie mit dem rechteckigen Hochchor und den gerade schliessenden kürzeren Seitenkapellen, ferner um deren gespitzte Längstonnen, die Turmlosigkeit und die fast schmucklos gearbeiteten Kämpfer und Pfeilerkapitelle. Bei den Konventgebäuden ist es die Disposition um das Kreuzganggeviert, die nach den ersten grossen Anlagen der Zisterzienser in Frankreich zurückweist (Abb. S. 182). Im Vergleich mit dem Chorschluss der frühromanischen Benediktinerkirche Muri (Abb. S. 179) mag die gegliederte, eine Mehrung der Altäre ermöglichende Ostpartie des spätromanischen



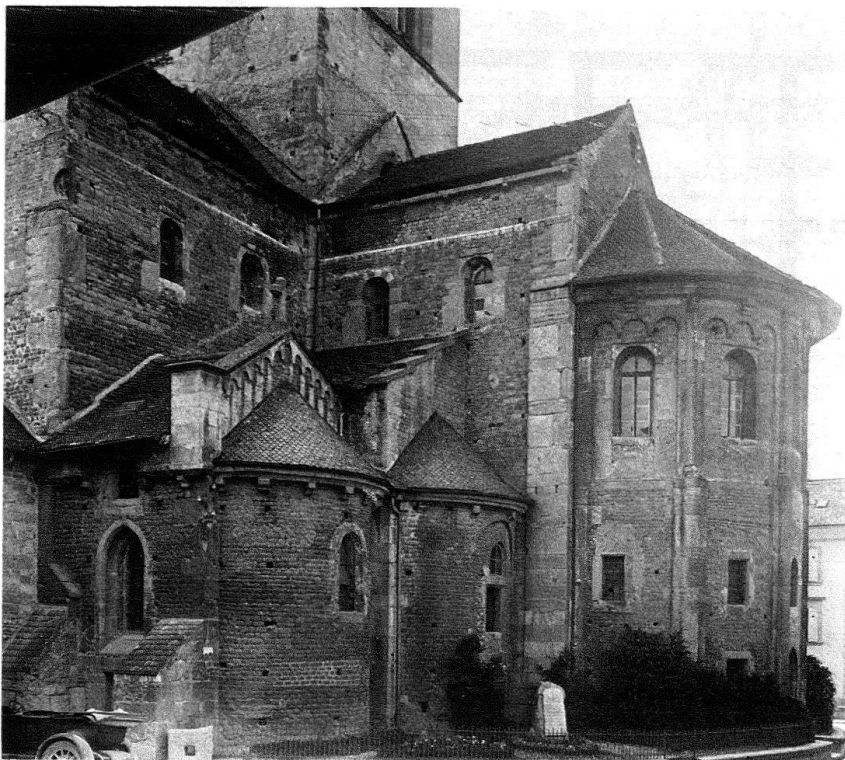
Fontenay (Côte-d'Or). Ehemalige Zisterzienserabtei. Grundriss der Gründungsanlage, 1130 ff.



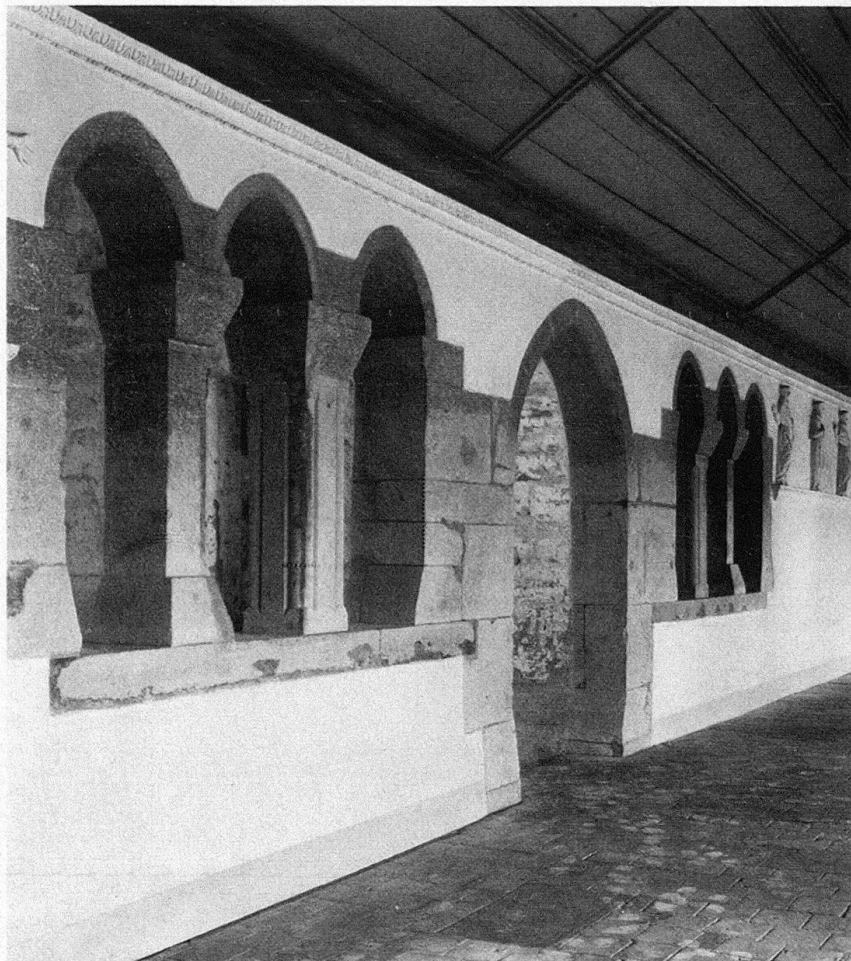
Wettingen. Ehemalige Zisterzienserabtei. Grundriss der Gründungsanlage, 1227–1256.– Der Grosse Saal (Studierstube) südöstlich und das Konversenrefektorium südwestlich vom Kreuzgang sind heute umgebaut und nur in ihrem Rechteckgrundriss für das 13. Jahrhundert gesichert. Dementsprechend sind sie ohne Befensterung gezeichnet



Wettingen. Ehemalige Zisterzienserabtei. Ostpartie der Kirche, 1227 ff. – Das Rundbogenfenster ganz links belichtet die äussere der zwei südlichen Seitenkapellen; die beiden inneren, dem Chor benachbarten Kapellen wurden zu Beginn des 17. Jahrhunderts verlängert, halbkreisförmig geschlossen und mit einem niedern Couloir derart verbunden, dass ein Chorumgang entstand. Vgl. Abb. S. 183



Payerne VD. Ehemalige Benediktinerabtei. Ostpartie der Kirche, um 1100



Wettingen. Ehemalige Zisterzienserabtei. Eingang vom Kreuzgang in den Kapitelsaal, vor 1247



Payerne VD. Ehemalige Benediktinerabtei. Zwillingskapitell in der Chorapsis, um 1100

Wettingen als entschieden aufwendiger empfunden werden. Und ähnlich scheint die Steinmetzarbeit an den Triforien vor dem Wettinger Kapitelsaal auf den ersten Blick keine eindeutige zisterziensische Reduktion des Schmuckwillens zu verraten, wenn man sie den Säulen in der Murensen Krypta (Abb. S. 180, 185) gegenüberstellt. Um Wettingens lapidare Schlichtheit zu erkennen, muss man es vor dem Hintergrund der benediktinischen bzw. kluniazensischen Kirchenarchitektur des späten 11. und frühen 12. Jahrhunderts sehen, die mit einer Staffelung der Ostteile und Türme nicht nur im Grund-, sondern auch im Aufriss zu immer raffinierteren, freilich auch künstlerisch genialeren Lösungen gelangt war und in der Kapitellplastik einen phantastischen Figurenreichtum entfaltet hatte (Abb. S. 184 f): ein Phänomen, das man sich aus der Kunstgeschichte nicht wegdenken möchte, dem aber zu seiner Zeit Bernhard von Clairvaux einen unerbittlichen Kampf ansagte. Obschon – oder gerade weil das Kloster Wettingen erst hundert Jahre nach dem bernhardinischen Zeitalter ins Leben trat, als auch die Zisterzienser unter mannigfachen Sachzwängen von ihren ursprünglichen Prinzipien der schroffen Entsagung bereits abgelassen hatten, verdeutlicht es diese Prinzipien besonders gut.

DIE FRANZISKANER UND KLARISSEN IN KÖNIGSFELDEN

Genau in denselben Jahren, da der Bau von Wettingen emporwuchs, war in der umbrischen Stadt Assisi das Mutterkloster des Franziskanerordens im Entstehen begriffen. Die Franziskanerkirchen Europas haben ihre eigene weitverzweigte Entwicklungsgeschichte und sind dementsprechend in sehr unterschiedlichen Varianten fassbar. Das aargauische Beispiel – die 1310 begonnene Kirche von Königsfelden (Abb. S. 187) – gehört zu einer grossen Bautengruppe im Gebiet des Oberrheins, die, zusammen mit den ähnlichen Dominikanerkirchen der Region, gemeinhin als oberrheinische Bettelordensarchitektur bezeichnet wird. Offenbar nach Vorbildern in Strassburg und Regensburg im vorgerückten 13. Jahrhundert entstanden, umfasst sie Kirchen wie jene der Dominikaner in Gebweiler, Basel und Zürich, die Basler Barfüsserkirche und die Franziskanerkirchen in Colmar, Schaffhausen, Konstanz und Überlingen. Allen diesen Bauten eignen ein basilikales, strukturell wenig akzentuiertes Langhaus unter flachen Decken und ein von Strebepfeilern gegliederter, gewölbter Polygonalchor mit hohen Lanzettfenstern und Dachreiter. Dieser durchaus neue Bautyp muss im Einklang hoher künstlerischer Zielvorstellungen einerseits und besonderer gottesdienstlicher Bedürfnisse andererseits, im Zusammenspiel gotischer Baumeister mit massgeblichen Bettelordensgeistlichen hervorgebracht worden sein. Königsfelden und seine Verwandten sind Kirchen, in denen die Gotik sich würdigen Ausdruck verschafft, ohne indessen die Forderungen der Franziskaner und Dominikaner nach zweckdienlicher Verwendbarkeit zu übergehen. Mit Recht ist immer wieder auf die voluminösen Langhausbauten der Bettelordenskirchen als eines der kennzeichnenden Ordensmerkmale hingewiesen worden, das durch das Apostolat der Bibelauslegung vor versammeltem Volk bedingt sein müsse. Nicht zufällig hat sich das Kirchenschema der Bettelorden schon früh auch für



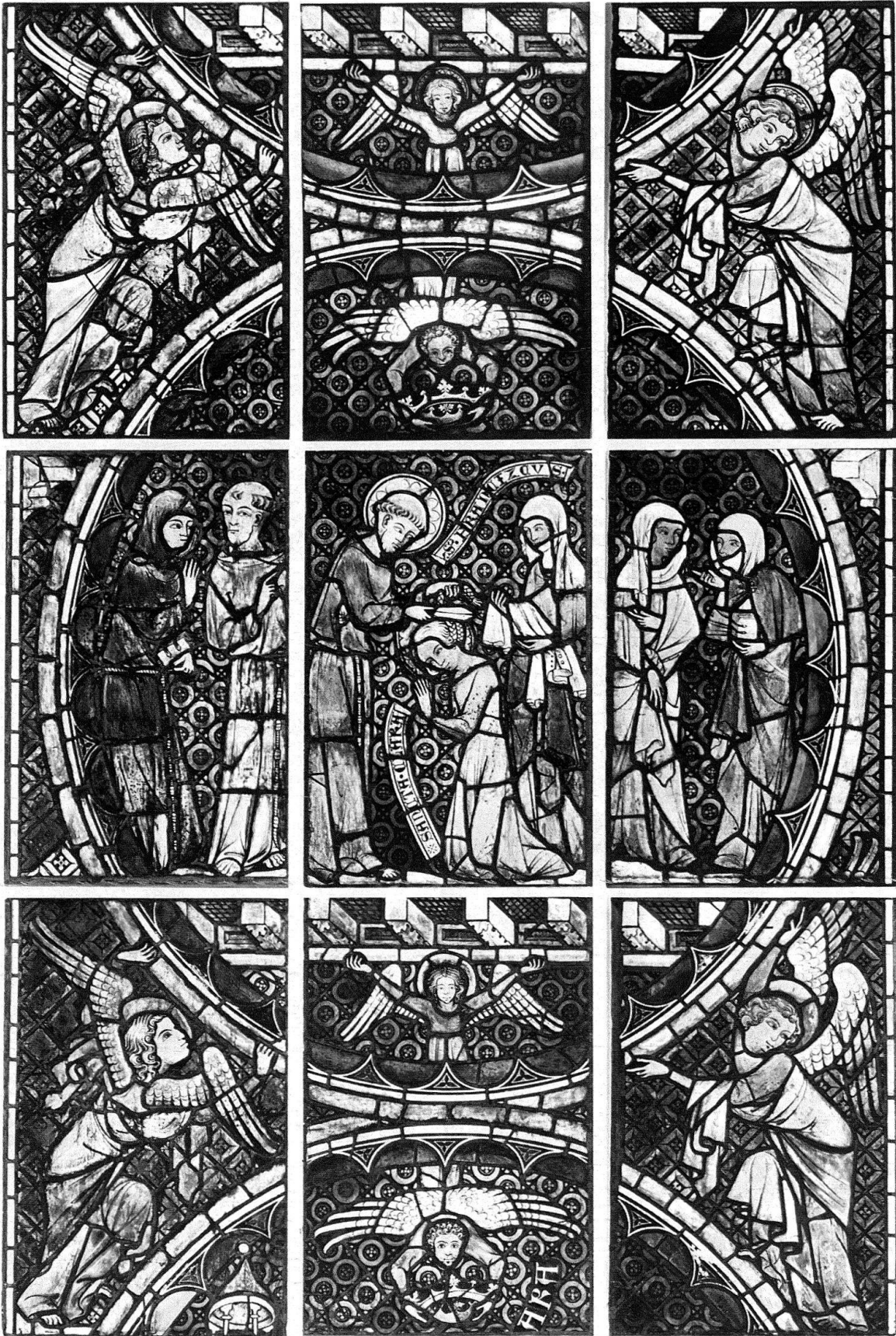
Königsfelden. Ehemaliges Franziskaner- und Klarissenkloster. Inneres der Kirche gegen Osten



Königsfelden. Ehemaliges Franziskaner- und Klarissenkloster. Kirche von Nordosten, 1310–1320

städtische Pfarrkirchen eingebürgert (aargauische Beispiele bieten Aarau, Baden, Laufenburg). Ausgerechnet in Königsfelden jedoch muss die Funktion des weiten Langhauses als Predigtraum unter Vorbehalt gesehen werden. Denn erstens liegt die Klosterkirche nicht innerhalb der Mauern einer volkreichen Stadt, wie es bei einem Franziskanerbau zu erwarten wäre, und zweitens war die Abtei von einem männlichen und einem weiblichen Konvent besiedelt, wobei jener zahlenmässig immer sehr klein blieb und vorab den Gottesdienst und die Seelsorge für die Klarissen zu besorgen hatte. Dieser in doppeltem Sinne ungewohnte Zustand lag darin begründet, dass das Kloster als Gedenkstätte für den 1308 ermordeten Habsburger König Albrecht I. seinen Platz an jener Stelle erhalten hatte, wo der Monarch gefallen war, und dass der Stifterin, der Königswitwe Elisabeth, von vornherein die Gründung eines Nonnenkonvents vorschwebt haben musste.

Erweist sich damit die Klosterkirche zwar in ihrer Form, nicht aber in ihrer Funktion als franziskanisch im üblichen Sinne, so muss Analoges festgestellt werden in bezug auf die Ikonographie der ruhmwürdigen Glasgemälde ihres Chors. Auch sie unterliegt gleichzeitig franziskanischen und habsburgischen Voraussetzungen, ja, der ausgedehnte, materiell wie künstlerisch präziöse Bildscheibenzyklus wäre ohne den ausdrücklichen Willen des habsburgischen Hauses überhaupt nicht zur Ausführung gelangt. Indessen richten wir unser Augenmerk auf die franziskanischen Komponenten, wenn dadurch auch vieles von dem bezugreichen Inhalt des Bildprogramms unerwähnt bleiben muss. In den Zwölfboten und ihrer Missionsaufgabe erblickten die Franziskaner die höchste Rechtfertigung ihres aktiven Tuns, woraus die Bedeutung der bei-



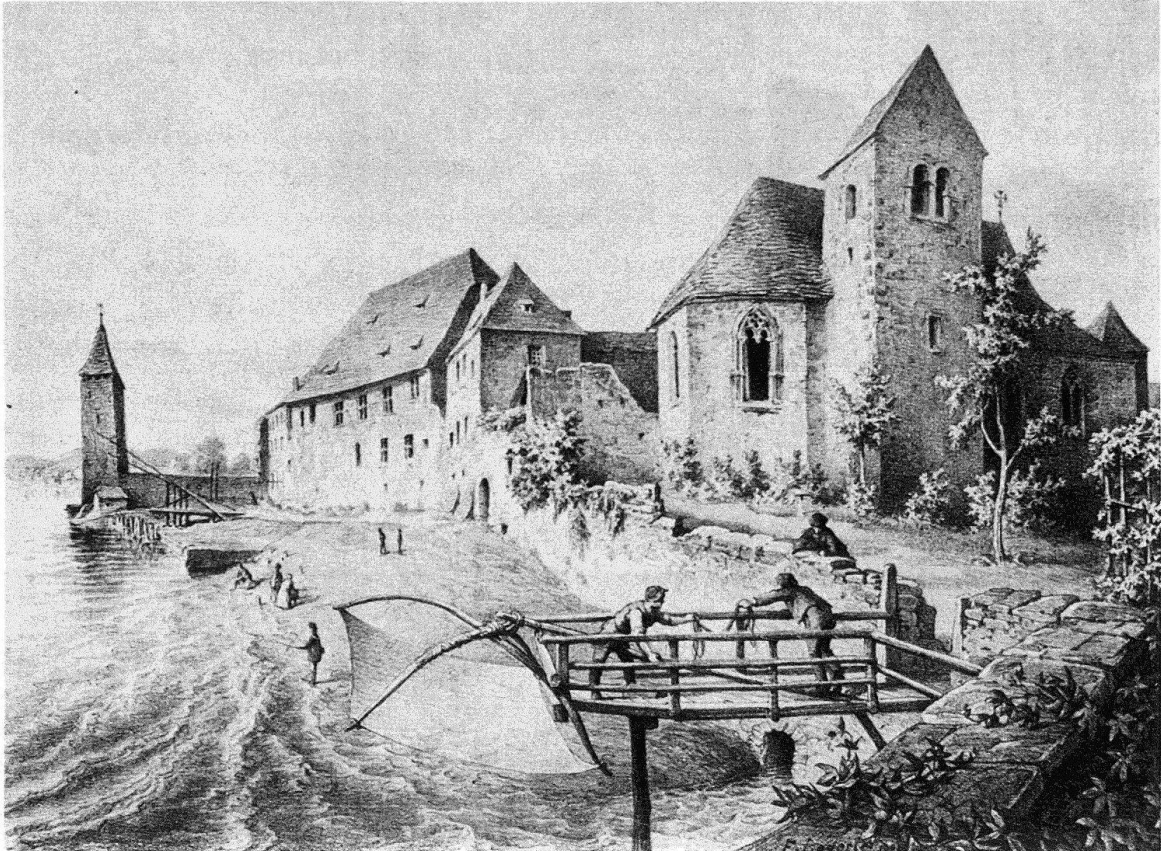
Königsfelden. Die hl. Klara lässt sich von Franziskus die Haare abschneiden und wird eingekleidet, um 1330

den Apostelfenster in Königsfelden zu einem wesentlichen Teil erhellt. Das unvergleichlich schöne Passionsfenster im Chorhaupt – ideeller und kompositorischer Angelpunkt der Gemäldeausstattung (vgl. Abb. S. 176) – macht etwas von der Leidensmystik des Ordensgründers spürbar, wie denn überhaupt alle drei christologischen Bildfenster nicht nur Heilsgeschichte an sich illustrieren, sondern auch das franziskanische Ideal der imitatio Christi nahebringen. Sehr sinnfällig und volksnah reden schliesslich die beiden Fenster mit den Lebensbildern der Heiligen Franz und Klara (Abb. S. 176, 188): wir kennen in der Kunst des Aargaus keine so rein und kindlich sprechende Darstellung mehr wie das Medaillon mit der Einkleidung des jungen Mädchens, keine beselter vorgetragenen Szenen wie jene der Vogelpredigt und der Stigmatisation des hl. Franziskus. An mitteilsamem Ernst stehen diese Bilder den um einige Jahrzehnte älteren und sonst so andersartigen Fresken in der Franziskanerkirche von Assisi um nichts nach.

DIE JOHANNITER IN RHEINFELDEN

Weit bescheidener als die heute zu weltweitem Ruf gelangte Klosterkirche in Königsfelden müssen sich seit je die Kapelle und die Komtureigebäude der Johanniter in Rheinfelden ausgenommen haben. Und doch sind sie immer noch ein signifikantes Beweisstück der Tätigkeit eines Ordens, der auch im Aargau Geschichte gemacht hat. Aus dem ersten Kreuzzug (1096–1099) hervorgegangen und wie dieser eine französische Schöpfung, siedelte sich der Orden zuerst im Heiligen Land an, wo er vor allem in dem gewaltigen, dem Täufer geweihten Pilgerhaus zu Jerusalem kranke und bedürftige Wallfahrer betreute. Später machte er sich die Unterstützung der Pilger in den französischen und italienischen Seehäfen und an den wichtigsten Etappenorten der Palästinarouten zur Aufgabe. Neben die karitativen Ziele der Johanniter oder Hospitaliter (wie sie auch genannt wurden) trat mit der Zeit deren militärisches Bestreben, in kriegerischen Unternehmungen gegen die Heiden an der Eroberung Palästinas teilzunehmen. Der Orden gliederte sich demgemäss in die zum Kampf bestimmten Ritter, die mit der Seelsorge betrauten Priester und die dienenden Brüder. Von den Türken phasenweise zum Rückzug gezwungen, setzte er sich im 16. Jahrhundert in Malta fest, weshalb seine Mitglieder heute auch unter dem Namen «Malteser» bekannt sind.

So wenig von einer systematischen Anlage der Ordenssitze im Netz der grossen Strassen gesprochen werden kann, so sehr fällt auf, wie oft die Komtureien an wichtigen Verkehrswegen und im Schutz von Städten gebaut wurden. Das um 1450 im Stadttinnern neu bezogene Haus der Johanniter von Rheinfelden (Abb. S. 190) schmiegte sich hart am Flussufer und in nächster Nähe des Diebsturmes an die Ringmauer und lag nur wenige Schritte von der alten Rheinbrücke entfernt – an einem sicheren Platz also, wo jedoch europäische Zugluft wehte. Der Orden kannte keine verpflichtenden Bauschemata. So war denn auch seine im 16. Jahrhundert neuerrichtete Gästeunterkunft in Rheinfelden nichts anderes als ein praktikables zweistöckiges Haus mit vielen Zimmern; ein Kreuzgang fehlte, und beim Bau der Kapelle im 15. Jahrhundert hatte man sich an das Vorbild landläufiger kleiner Pfarrkirchen (Ulrichskirche in Basel) ange-



Rheinfelden. Ehemalige Johanniterkommende von Westen, um 1450 (Darstellung von 1885). – Das grosse Gästehaus am Flussufer aus dem 16. Jh.

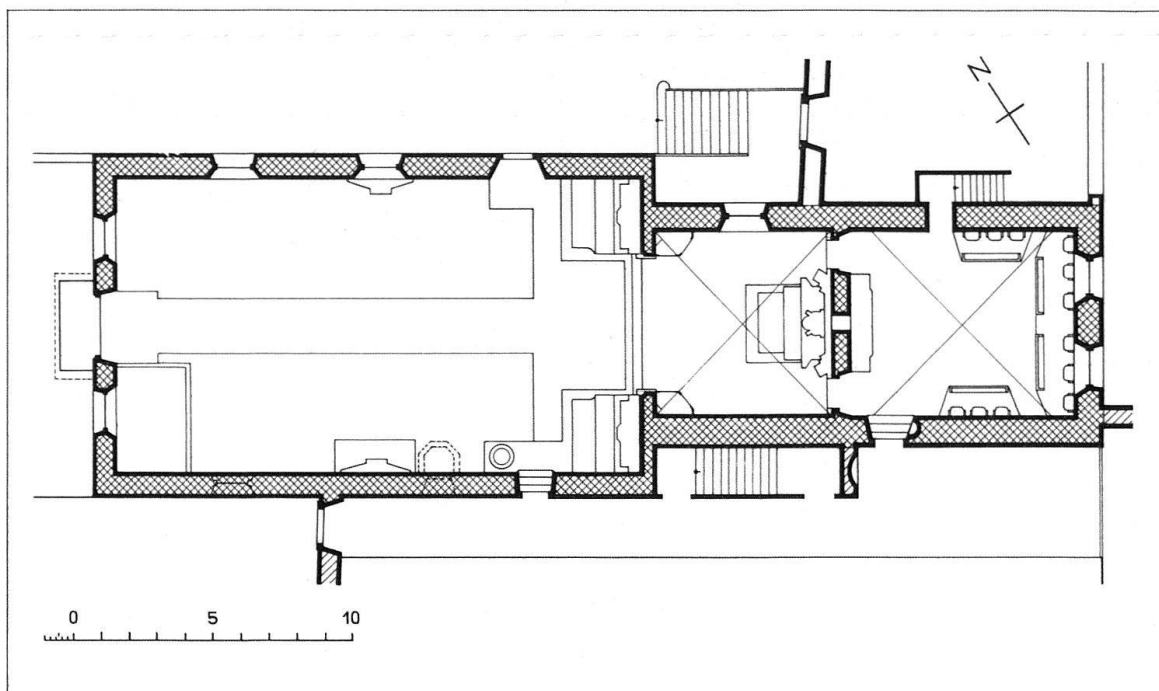
lehnt. – Ob die in der Kapelle erhaltenen Freskenfragmente zu einem spezifisch johannitischen Bildprogramm gehört haben, ist kaum mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Die interessante vielfigurige Weltgerichtsszene am Chorbogen könnte bei extensiver Deutung durchaus als Bestandteil eines solchen Programms aufgefasst werden, zumal darin der Patron des Ordens, Johannes Bpt., vor dem richtenden Christus als Fürbitter auftritt und da der Gedanke an die zu erwartende Gerechtigkeit am jüngsten Tag sicher ein Leitmotiv der für ihren Glauben kämpfenden Johanniter gewesen ist. Erstaunlich gut eingestimmt auf diese «johannitische» Thematik wären auch die drei erhalten gebliebenen Standfiguren im Chor: der Täufer, wiederum als der Ordenspatron, Antonius Abbas als der Schutzherr der Armen und Kranken und Christophorus als der Schutzheilige der Pilger.

DIE KAPUZINER IN BREMGARTEN

Während sich die Papstkirche durch den Ritterorden der Johanniter im Spätmittelalter des Islams zu erwehren suchte, galt ihr Kampf vom 16. Jahrhundert an vorrangig dem Protestantismus. Der wichtigste nachreformatorische Orden, derjenige der Jesuiten, liess sich in der Schweiz an verschiedenen Orten nieder; im Aargau blieb es bei

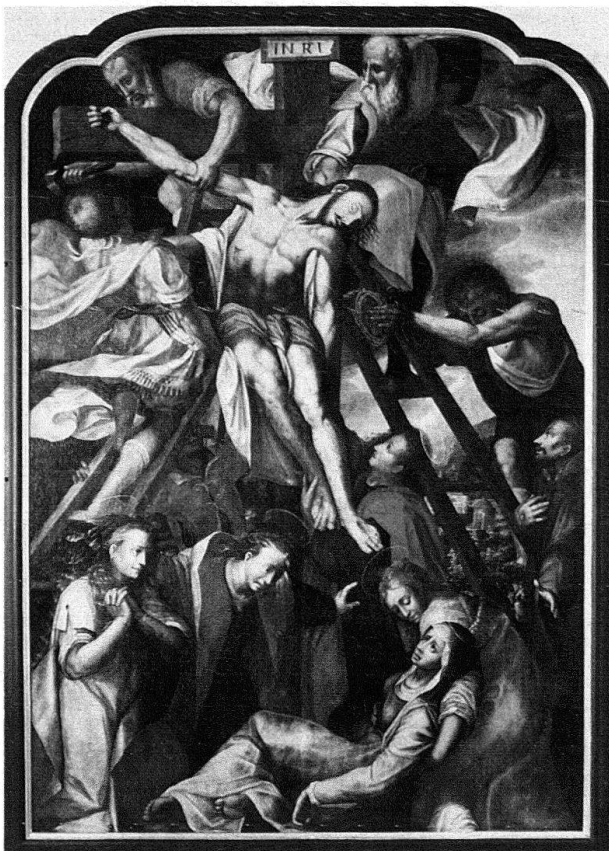
theoretischen Erwägungen über das Für und Wider eines Jesuitenklosters. Hier haben als einziger Orden der Neuzeit und zugleich als letzter Orden überhaupt die Kapuziner noch eine Wirksamkeit entfaltet und in ihren Klosteranlagen sowie in den deklamatorisch gestalteten Vorwürfen ihrer Bilder unverkennbare Spuren hinterlassen. Ein aufschlussreiches Beispiel bietet die Kirche des 1618 gegründeten Klosters in Bremgarten (Abb. S. 191). Ihr elementarer, den Baugewohnheiten des Ordens folgender Grundriss trägt allen Geboten des kapuzinischen Gottesdienstes Rechnung: das saalförmige, überwölbte Schiff mit seiner exponierten Kanzel offenbart sich als Platz der aktiven, weltverbundenen Predigtstätigkeit der Religiösen, der östliche, sog. innere Chor als Platz ihres zurückgezogenen, kontemplativen Wirkens. Der äussere Chor nimmt als Standort des Hochaltars und als Szene des eucharistischen Opfers die funktionelle Mittelstellung ein, indem er durch den Triumphbogen mit dem Schiff und durch die seitlichen Chorläden und eine mittlere schmale Luke mit dem inneren Chor verbunden ist.

An der Art, wie die Kapuziner einerseits und die Zisterzienser andererseits das architektonische Problem des Mönchschor gelöst haben, wird der ursprüngliche Charakter der beiden Orden besonders offensichtlich: diese haben den Mönchschor *vor* dem Altarhaus plaziert, ihn gegen das Langhaus abgeschrankt und damit den Sichtweg vom Langhaus zum Altarhaus unterbrochen, was beim Fehlen grosser Volksmassen in den abgelegenen Zisterzienserkirchen nicht nur keinen Nachteil darstellte, sondern die untergeordnete Rolle der im Langhaus weilenden Laienbrüder während der Messe unterstrich. Die Kapuziner sind mit dem Baumotiv des inneren Chors, wie die Zisterzienser auf ihre Art, dem Bedürfnis nach separater Verbindung zum Altar gefolgt, haben gleichzeitig aber durch direkte Schaustellung des Altars vor den Kirchgängern im äusseren Chor deren Anspruch auf eigene Gegenwart bei der Eucharistiefeier erfüllt.



Bremgarten. Ehemaliges Kapuzinerkloster. Grundriss der Kirche, 1618–1621

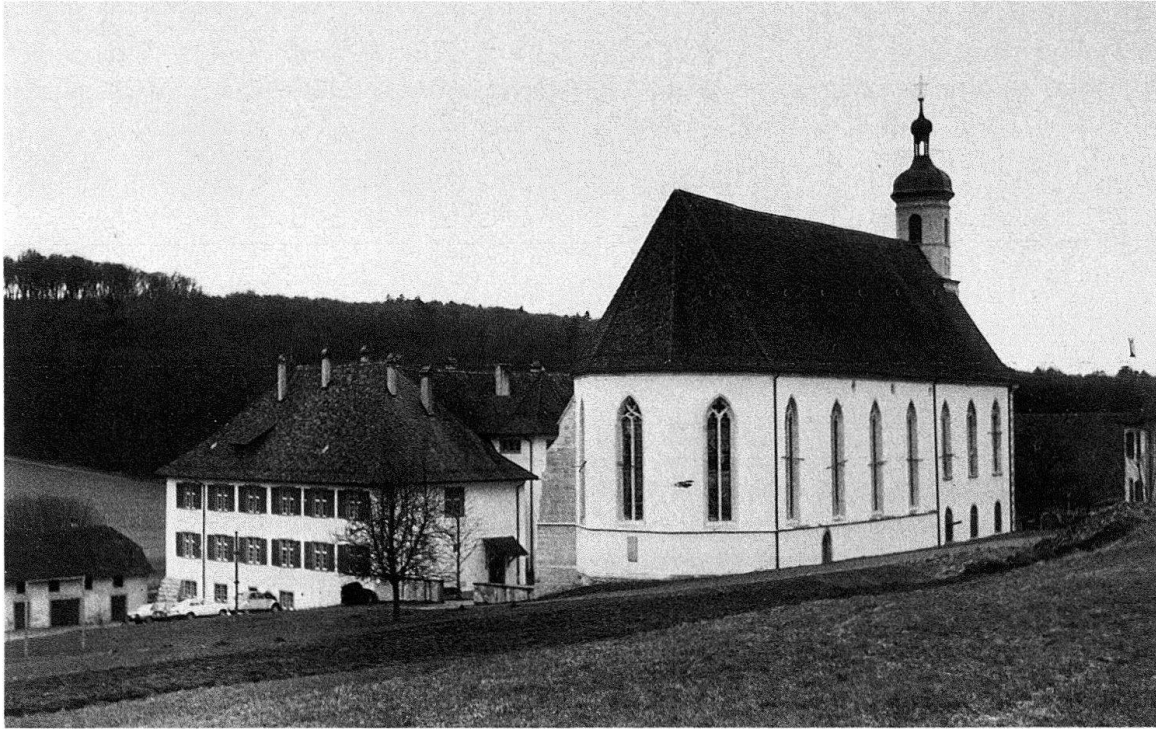
Der kontemplative Zug kapuzinischer Frömmigkeit hat seine tiefsten Wurzeln in der gefühlsbetonten Christumystik des hl. Franziskus, aus dessen Orden der Kapuzinerorden ja hervorgegangen ist. Er findet nicht nur in einem adäquaten Kirchenbauschema Berücksichtigung, sondern gelangt auch in besonderen Bildthemen zum Ausdruck. Wiederum kann dies das Kloster in Bremgarten belegen. Sein von manieristisch-frühbarockem Bewegungspathos erfülltes Hochaltarbild mit der Kreuzabnahme (Abb. S. 192) zählt neben den neutestamentlich motivierten Gestalten auch das Bildnis des verklärt hinschauenden Franziskus zu seinem Figurenensemble: ein augenfälliger Beweis für das bis in die Neuzeit hinein wach gebliebene Interesse an der glutvollen Hingabefähigkeit des grossen Heiligen. – Neben Bildgegenständen aus der Passionsgeschichte haben die Kapuziner, gleich den Jesuiten, auch die gleichsam aktuellen Themen der katholischen Reform gepflegt, die den Wahrheitsgehalt und die Stärke der angezweifelten Papstkirche und die opferbereite Arbeit ihrer Vorkämpfer – auch der Kapuziner – kundtun sollten. Für das heute verschwundene Kapuzinerkloster in Baden wurde um 1660 ein Seitenaltarbild gemalt (Abb. S. 192), das den hl. Karl Borromäus bei der Kommunionsspende unter Pestkranken zeigt und damit gleichzeitig das kirchengeschichtliche Werk des Mailänder Erzbischofs und den selbstlosen Dienst der Kapuzinermönche während der Seuchenzüge von 1576 und 1611 hochhält.



Bremgarten, Ehemaliges Kapuzinerkloster. Hochaltarbild mit der Kreuzabnahme, 1621



Baden. Abgebrochenes Kapuzinerkloster. Seitenaltarbild mit der Kommunionsspende des hl. Karl Borromäus, um 1660



Olsberg. Ehemaliges Zisterzienserinnenkloster. Kirche und Konventgebäude von Nordosten, 1427–1434 bzw. 16. Jh. – Die drei westlichen Fensterachsen der Kirche verraten die eingebaute Nonnenempore

DIE FRAUENKONVENTE

Im Gegensatz zu den Männerklöstern lassen sich, wenigstens im deutschen Sprachraum, bei den Klosteranlagen weiblicher Konvente schwerlich relevante Gemeinsamkeiten feststellen. Dies gilt von den Schwesterhäusern in ihrer Gesamtheit wie von Baugruppen gleicher Ordenszugehörigkeit. Zwar trifft man an vielen Frauenklöstern unverkennbare «Ordensmerkmale», beispielsweise in der Thematik ihrer figürlichen Kirchenausstattung. Aber es handelt sich dabei häufig entweder um Kennzeichen individuellen Zuschnitts, wie bei der ikonographisch seltsamen Stiftermadonna über der Fasadendrose des Zisterzienserinnenklosters Fröndenberg in Westfalen, oder um nicht originäre Attribute aus der Barockzeit, wie bei den Statuen des Ordensstifters Benedikt und seiner Schwester Scholastika im Kloster Fahr (Abb. S. 194/5). Ein Motiv indessen verdient an dieser Stelle hervorgehoben zu werden, das seiner weiten geographischen Verbreitung wegen als typisches, ja als stereotypes Kennzeichen des Kirchenbaus aller weiblichen Orden gelten kann: die Empore. Die aargauischen Frauenklöster kennen, ungeachtet ihrer unterschiedlichen Entstehungszeit, dieses architektonische Motiv ohne Ausnahme. Die Empore war ursprünglich immer direkt und ausschliesslich von der Klausur her zugänglich und bildete den ausgeschiedenen, den Blicken der Laien entzogenen Platz der Nonnen während des Gottesdienstes, an dem die Klosterfrauen nur durch ihr Chorgebet und den Chorgesang, nicht aber durch das Zelebrieren der Messe aktiv teilnahmen. Während die Schwestern in Olsberg (Abb. S. 193), Gnad-



Fahr bei Schlieren. Benediktinerinnenkloster. Statue des hl. Benedikt auf der Emporenbrüstung, um 1746

thal, Bremgarten und Fahr über einen pfeilergestützten, tief in das Langhaus eingreifenden Zwischenboden in der Westpartie der Kirche verfügten, konnten die Nonnen in Hermetschwil (Abb. S. 134) einen zweigeschossigen, von Gesichtsgittern verschlossenen Balkon im Innern des Altarhauses benützen, der formengeschichtlich vermutlich eine Reminiszenz der schon im Hochmittelalter nicht seltenen Querschiffemporen darstellt.

Das 17. und das 18. Jahrhundert sind die Zeit, da sich klösterliche Kultur nicht mehr so sehr in der Gründung neuer Orden und Ordenshäuser manifestiert, als vielmehr in der künstlerischen Umgestaltung der bestehenden Anlagen. In dieser Epoche wurden die durch Ordenssatzungen und Ordensgepflogenheiten bedingten Kennzeichen mancher Klöster vom mächtig Platz greifenden Barockstil abgewandelt oder verwischt oder ganz getilgt. War Klosterkultur in den vergangenen Jahrhunderten stets auch ein Stück *Ordenskultur* gewesen, so wandelte sie sich jetzt zunehmend zu einer Kultur einzelner, willensstarker Prälaten und grosser Künstler.



Fahr bei Schlieren. Benediktinerinnenkloster. Statue der hl. Scholastika, Schwester Benedikts, auf der Emporenbrüstung, um 1746

Im Aargau begann die Phase barocker Erneuerungen schon früh, wenigstens in den vom Dreissigjährigen Krieg und von seinen nachhaltigen Folgen verschonten Landstrichen. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts erhielt Wettingen seinen Chorumgang (Abb. S. 184) und seine reizende neue Winterabtei, und noch vor Ablauf des Jahrhunderts hatte der Fürstabt von Muri für seine Kirche die imposante, zentralisierende Kuppel fertig errichtet, eine der ersten ihrer Art überhaupt. Das 18. Jahrhundert setzte weitere Akzente: 1707 und 1761 im haubenbekrönten Frontturm von Olsberg, 1743–1746 durch die erneuerte Kirche des Klosters Fahr, die im Sinne eines barocken Gesamtkunstwerks an ihrer Nordflanke illusionistische Architekturmalereien erhielt (Abb. S. 135), und um 1750 im kühn konzipierten Hochaltar von Wettingen (Abb. S. 117). Als in Muri einige Zeit später der palastartige, symmetrisch geplante Neubau des Konventhauses zur Hälfte gediehen war, wurde das grandiose Vorhaben durch die Revolution in Frankreich jäh zum Stillstand gebracht. Das Schicksal der Fürstabtei war Fanal eines neuen politischen Zeitalters, das der Klosterkultur im Aargau ihr Ende bereitete.